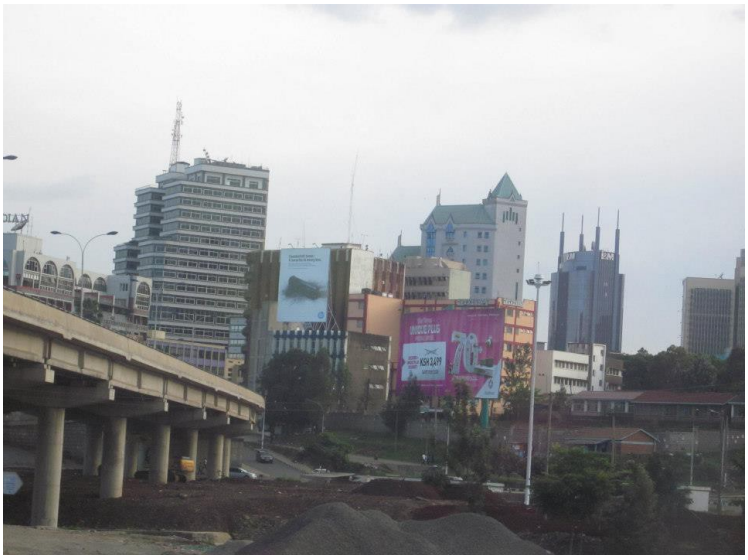
Ein Jahr in Kenia

Narok und Nairobi

Während der drei Reisen, die ich seit 2008 nach Kenia unternommen hatte, hatte sich zwischen mir und der Hauptstadt Nairobi so etwas wie eine Hassliebe entwickelt. Mit etwas mehr Hass als Liebe. Als das Kind vom Lande, das ich nun mal war, überforderte mich die Metropole, und tut es bis heute. Ich habe stets in Nairobis östlichen Vierteln gewohnt, und kam von Ausflügen ins Stadtzentrum immer mit Kopfweh zurück. Fast alles findet im Zentrum statt, und die wichtigsten Dinge spielen sich auf einer gar nicht mal so großen Fläche ab. Doch die Geschäftigkeit, die Hektik und die vielen Menschen, die dort die Straßen in einem nicht enden wollenden Strom füllen, bereiteten mir immer sehr viel Stress und Anspannung. Ich wusste, ich würde Nairobi nicht ein ganzes Jahr lang aushalten können. Darum entschloss ich mich für Narok.



Blick auf das Zentrum Nairobis

Die Maasai Mara University, 2011 noch Narok University College (NUC) und ein Zweig der Moi University, war eine der drei Unis, die auf ihrer Internetseite Cultural Studies anboten und die ich deshalb im Sommer 2011 besuchte. Ich erkundigte mich, wie schon bei den beiden anderen Einrichtungen zuvor, nach Studiengebühren, Einschreibungsverfahren, Stundenplan, Wohnmöglichkeiten und Semesterverlauf. Mit meinem vorbereiteten Fragenkatalog muss ich sehr organisiert ausgesehen haben. NUC hatte einige Forscher aus Europa oder den USA zu Besuch, aber mit ausländischen Studenten hatten sie keine Erfahrung. Die Dekanin der Fakultät für Sozialwissenschaften und ihr Vertreter gaben mir jedoch ihre Kontaktadressen und versicherten mir, dass ich auch gleich diesen September anfangen könnte. Dabei war ja noch ein ganzes Jahr Zeit. Doch dieser persönliche Einsatz für mich als ausländische

Studentin und die Möglichkeiten, die sich in einem solch offenen Feld noch ergeben könnten, zusammen mit der Lage der Universität in der kleinen Stadt Narok, machten mir die Entscheidung für die NUC nicht allzu schwer.

Vorbereitungen in Deutschland

Es blieb mir ein Jahr, um im dritten und vierten Semester Kulturwissenschaften in Leipzig zu studieren und währenddessen meinen Auslandsaufenthalt vorzubereiten. Es war mir wichtig, alle Pflichtkurse zu belegen und alle nötigen Punkte zu sammeln, weil ich mir gut vorstellen konnte, dass die Akkreditierung von Kursen von einem unbekannten College in Kenia schwierig werden könnte.
Eine große Hilfe bei der Bewerbung beim DAAD war das akademische Auslandsamt, besonders die Beraterin für Afrika. Sie riet mir sofort, mich auf ein DAAD-Stipendium für ein selbstorganisiertes Studienjahr im Ausland zu bewerben und stellte mir Check- und Link-Listen zusammen mit allen nötigen Formularen, wo sie zu bekommen waren, was drinstehen musste und bis wann ich sie wohin geschickt haben sollte. Als ich alle Papiere beisammen, das Bewerbungsformular ausgefüllt und das Motivationsschreiben verfasst hatte, ging sie mit mir nochmal alles durch und gab mir letzte Hinweise, die sehr hilfreich waren.
Auch bei meiner Fakultät bekam ich überall mündliche Zusagen, wenn ich nach der Durchführbarkeit meines Vorhabens fragte.
Die vorletzte Hürde, das Gespräch beim DAAD in Bonn, empfand ich allerdings als sehr anstrengend. Nach einer langen Zugfahrt einmal quer durch Deutschland wenige Minuten lang zu Dingen befragt zu werden, die weder etwas mit meinem Zielland, noch mit meinem Studienvorhaben zu tun haben, empfand ich als anstrengend. Vielleicht täte dem DAAD hier die Dezentralisierung der Gesprächsorganisation gut.
Ich bekam jedoch die Zusage und konnte mich dann um Flug und Visa kümmern.

Der neu gebaute Lehrsaalkomplex

Ankunft in Kenia, Sprung nach Narok

Nach einem Jahr mit sporadischem telefonischem Kontakt mit der Dekanin und mit einigem organisatorischem Aufwand landete ich wieder auf dem Rollfeld in Nairobi und übersprang den Aufenthalt in der Hauptstadt noch am gleichen Tag. Mit dem Taxi fuhr ich ins Zentrum und von dort mit einem Kleinbus in gut zweistündiger Fahrt direkt nach Narok, wo ich in strömendem Regen und Dunkelheit ankam und für einige Tage in einem Hotel wohnte. Den Besuch beim NUC musste ich erst einmal verschieben, weil die Studierenden streikten und dabei wohl einige Glasscheiben zu Bruch gegangen waren. Sie wurden in die langen Ferien geschickt.
Das Studienjahr in Kenia ist in Trimester eingeteilt und aus Mangel an Mitteln und Lehrpersonal immatrikuliert das NUC mehr Studierende, als es auf einmal lehren kann. Darum wird in Schichten studiert und die Studierenden werden regelmäßig für ein oder zwei Trimester nach Hause geschickt. Sie müssen ihre Unterkunft im Studentenwohnheim auf dem Campus räumen, die teilweise sehr teure Heimfahrt bezahlen, und sich dann bis zu einem Jahr zu Hause über Wasser halten. Dagegen protestierten sie, wurden aber aufgrund der Randale erst recht vom Campus verwiesen.
Danach streikte landesweit das Lehrpersonal wegen unerfüllter Lohnversprechungen von Seiten der Regierung. Ich hatte also mehr als einen Monat Zeit, um mir eine Wohnung zu suchen, mich einzuleben und eine mitgebrachte Hausarbeit aus Deutschland zu beenden.
Als dann die Streiks zu Ende waren und die Einschreibungen stattfinden konnten, stellte sich heraus, dass es nicht genug Bewerbungen für Cultural Studies gegeben hatte. Also wechselte ich zu Community Development. Der Jahrgang, dem ich eigentlich hätte beitreten sollen, war genau der gewesen, der wegen des Streiks vom Campus verwiesen worden war, darum nahm ich schließlich an den Kursen des dritten Jahrgangs teil. Es war das vorletzte Jahr der Klasse, weil der Bachelor in Kenia vier Jahre beansprucht, eben wegen der langen Pausen zwischen den Trimestern.

Blick auf Narok

Frontalunterricht über Gemeinwesenarbeit

Die Kurse gaben Einsicht in die verschiedensten Bereiche. Im ersten Semester hatten wir Einführungskurse über Gender-Themen, den Zusammenhang zwischen Religion und Wissenschaft und die Entwicklung afrikanischer Staaten und nationalistischer Bewegungen. Einsichten in administrative Zusammenhänge gab uns der Kurs über politische Richtlinien. Des weiteren lernten wir theoretische Modelle und deren praktische Umsetzung in ländlichen Entwicklungsprojekten kennen und hatten einen Kurs zur wissenschaftlichen Forschungsarbeit. Die Unterrichtsform war Frontalunterricht. Die Dozierenden lasen meist, bis auf wenige Ausnahmen, ihre Notizen vor und die meisten Studierenden schrieben diese Wort für Wort mit. Geprüft wurde mit kleinen Zwischentests in der Mitte des Trimesters zum bisherigen Unterrichtsstoff, außerdem mit Haus- und Gruppenarbeiten und schließlich mit der allumfassenden Klausur am Trimesterende. Es gab keine Wahlmöglichkeiten und diese Unterrichtsmethoden waren für mich sehr ungewohnt und nicht zufriedenstellend. Ich lernte einige interessante Theorieansätze kennen, doch es kam selten zu Diskussionen, weder zwischen Dozierenden und Studierenden noch zwischen letzteren.
Weil das Trimester durch die Streiks so enorm verkürzt worden war, war das Studium allerdings mit sehr viel Arbeit auf einmal verbunden. Am Ende des Trimesters und des Jahres 2012, kurz vor der Weihnachtspause, fand ich das Studium nicht sonderlich zufriedenstellend. Es hatte mich überhaupt nicht herausgefordert. Darum nutzte ich meinen Status als Gast und ausländische Studentin, um eine Sonderregelung zu erfragen. Ich wollte im kommenden Jahr mit der Bachelorarbeit beginnen und darum nur drei von den sechs vorgeschriebenen Kursen besuchen. Es wurde mir gestattet. Ich belegte also drei Kurse über sozialen Wandel, Erwachsenenbildung und Fürsprache für marginalisierte Gruppen. Daneben begann ich mit der Literaturrecherche für meine Bachelorarbeit, in der ich das Verständnis von Nachhaltigkeit unter Subsistenzbauern in Kenia untersuchte.

Der Campus

Eigenständige Forschung für die Bachelorarbeit

Ich bekam viel Unterstützung und Hinweise per E-Mail von einer ehemaligen Tutorin aus Leipzig, die nun meine Bachelorarbeit betreute. Ich genoss die unabhängige, selbstorganisierte Arbeit, die mich gleich einmal vor die Herausforderung der Themeneingrenzung stellte. Nach dem breiten Lesen von Artikeln, die das Thema in der ein oder anderen Weise betrafen, hatte ich einen weiten Überblick, der aber auf ein durchführbares Forschungsunternehmen für eine Bachelorarbeit herunter gebrochen werden musste. Ich entschied mich für den kultursoziologischen Ansatz und nahm nach zwei extensiven Beobachtungen ein Interview mit einer Bäuerin auf. Über das Praktikum, das ich später antrat, fand ich einen Experten auf diesem Gebiet, den ich auch interviewen durfte. Ich wertete das empirische Material aus, ging zurück ins Forschungsfeld, konkretisierte Fragen und kam so mithilfe der qualitativen Sozialforschung zu dem Schluss, dass zumindest bei meiner Fallstudie Nachhaltigkeit nicht nur „aus Versehen" zustanden kommt, sondern dass dabei durchaus die Wertschätzung von natürlichen Ressourcen, Rohstoffen und der menschlichen Gesundheit eine Rolle spielt.

Ein Maisfeld neben einem Hof

Praktikum beim Bauernmagazin

Durch einen privaten Kontakt einer Mitarbeiterin des DAAD-Büros in Nairobi fand ich eine Praktikumsstelle beim Organic Farmer, einer Nichtregierungsorganisation, die ein monatliches Magazin für Kleinbauern produziert, in dem nachhaltige Landwirtschaft gefördert wird. Die Leser organisieren sich in Gruppen und bekommen das achtseitige Magazin kostenlos einmal im Monat. Darin werden aktuelle Themen behandelt, die die landwirtschaftliche Situation betreffen, neue Methoden vorgestellt und spezifisches Wissen verständlich weitergegeben. Die Bauern stellen Fragen und geben Feedback, worauf im Magazin wiederum eingegangen wird, damit möglichst viele von den Erfahrungen anderer profitieren können. Neben der

Recherche zu Leserfragen hatte ich auch die Gelegenheit zu ein paar Ausflügen aufs Land, um Gruppen zu besuchen, die beeindruckende Projekte aufgebaut hatten. Ein Beispiel war die Gruppe, die eine einfache Trocknungsanlage entworfen hatte, um die Ernte länger haltbar zu machen und neue Produkte auf den Markt zu bringen. Mit einem angeschlossenen Catering-Unternehmen bewarben sie die getrockneten und gemahlenen Feldfrüchte.
Die Ausflüge waren eine inspirierende, willkommene Abwechslung zum Büroalltag in Nairobi. Ich bekam nämlich auch einen guten Einblick in den Alltag solcher Organisationen, wo Personalprobleme und hochkomplexe Technikansprüche oft viel Geld und Zeit konsumieren, die viel besser für die eigentlichen Projekte verwendet werden könnten. Dazu kommt die Fremdbestimmung aufgrund der Förderung durch Stiftungen, in meinem Fall Stiftungen aus der Schweiz und Liechtenstein, die ich höchst fragwürdig finde. Ich bin nicht zuletzt durch das Studium in Narok zu der Überzeugung gelangt, dass die Menschen selbst ihre Probleme definieren und Lösungen dafür suchen müssen, um den Erfolg von solchen Entwicklungen nachhaltig zu garantieren. Fremde Organisationen versuchen oft, den Empfängern ihrer gutgemeinten Projekte ihre eigenen Werte und Ideale aufzuzwingen, was in meiner Auffassung ungerechtfertigt bleibt.

Getreidespeicher

Alltagsleben voller Entdeckungen

Da ich zuvor schon mehrmals in Kenia gewesen war, war mir nicht mehr alles fremd, und dennoch genoss ich es sehr, immer wieder neue Dinge zu entdecken, Zusammenhänge zu verstehen und täglich kleine Aha-Effekte zu erleben. Diese kamen meistens in Gesprächen mit Freunden zustande, wobei mir auch meine Kiswahili-Kenntnisse ein paar Vorteile verschafften. Nach eineinhalb Jahren Universitätskurs in Deutschland fiel es mir anfangs immer noch schwer, die theoretisch erlernte Grammatik auch anzuwenden und mich auf Kiswahili zu unterhalten. Darum belegte ich einen weiteren Kurs, wo ich vor allem mit Unterhaltungen

konfrontiert war. Später wurde die Straße mein Klassenzimmer und vor allem Kinder meine Lehrer. Ich wurde sicherer im Sprachumgang dadurch, dass ich mich Unterhaltungen aussetzte, und das machte sehr viel Spaß.
Dabei halfen auch die Lieder auf Kiswahili, die wir im Universitätschor sangen. Die besten Freunde fand ich dort, und sie halfen mir besonders am Anfang der Studienzeit bei allem Organisatorischen und hielten mich über Wasser, als sich herausstellte, dass das erste Trimester vielleicht für meine Verhältnisse nicht allzu spannend und ertragreich werden würde. In diesem Chor entwickelten sich für mich schnell ein paar meiner wichtigsten Freundschaften.

Freunde aus dem Universitätschor

Dennoch wollte ich von Anfang an nicht auf dem Campus wohnen. Im Studentenwohnheim teilten sich die Studierenden kleine Viererzimmer und die sanitären Anlagen waren kaum ausreichend für das gesamte Stockwerk. Ich entschied mich für mehr Privatsphäre und fand eine Wohnanlage, wo ich ein kleines Haus mit zwei Zimmern mietete und wo später ein Freund als Mitbewohner einzog. Ich bin ein geselliger Mensch und habe immer in Wohngemeinschaften gelebt, doch die fehlende Privatsphäre am Campus und die Tatsache, dass viele Menschen mich aufgrund meiner Hautfarbe zur oberen Mittelklasse rechneten (was im Verhältnis finanziell ja durchaus gelten kann), brachten mich zu diesem Haus in besagter Wohnanlage. Einen Wächter am Tor, einen Springbrunnen im Garten und fast immer Elektrizität und fließend warmes Wasser zu haben kann als Luxus angesehen werden, den sich nur ein kleiner Teil der Bevölkerung von Narok leisten kann. Dass dies meine Privilegien waren, habe ich nie vergessen. Es ist nicht einfach, die Balance zu finden zwischen einem verhältnismäßig hohen Lebensstandard und den Vorurteilen, die damit verbunden sind; zwischen Empathie und Armutsromantisierung; zwischen dem Verständnis globaler Zusammenhänge, die für diese ungleichen Verhältnisse verantwortlich sind, und einem Blickwinkel, der bestimmte Lebensstandards mit einer Kultur verbindet: Eine befreundete Familie wohnte auf der anderen Seite der Stadt, in einem kleinen Raum ohne Sanitäranlagen, doch das machte ihr Leben nicht „authentischer" als meines. Sie luden mich zu den Großeltern aufs Land ein und ich brachte manchmal ein selbstgebackenes Brot nach deutschem Rezept vorbei, und wir unterhielten uns viel. Auf einem solchen Austausch beruhten die meisten meiner Freundschaften in Kenia.

Reisen und der bleibende Eindruck

Natürlich nutzte ich auch die Zeit, ein wenig zu reisen, doch das ergab sich einerseits durch den Chorausflug an die Küste, andererseits durch die Forschungsarbeit und das Praktikum, und außerdem durch besagte Freunde, von denen ich nach Hause eingeladen wurde. Diese Erfahrungen wirken natürlich stärker nach als die des eigentlichen Studiums. Ich habe sehr viel über mich selbst und über das Land und die Menschen Kenias gelernt, so viel, dass es mit den akademischen Erkenntnissen nicht zu vergleichen ist. Andererseits waren auch das Praktikum und die Bachelorarbeit sehr bereichernde Erfahrungen, und das Studium an der Universität bot mir neben den wenigen sozialwissenschaftlichen Theorien und entwicklungspolitischen Einblicken zumindest die Möglichkeit des Vergleichs zwischen dem deutschen und dem kenianischen universitären System.

Garten in der Wohnanlage in Narok

In Zukunft

Inzwischen habe ich den Bachelor in Leipzig abgeschlossen und den Master in Journalismus in Schweden angetreten. Die Kontakte mit Freunden sind dank Internet nach wie vor sehr lebendig und ich werde sicher wieder nach Kenia reisen. Das Narok University College, das während meiner Studienzeit dort zur eigenständigen Maasai Mara University wurde, ist leider kein Bezugspunkt mehr für mich. Ich hatte an die Organisation eines möglichen Austausches mit Leipzig gedacht, weil es vom DAAD dafür Unterstützung geben kann, aber nun studiere ich nicht mehr dort, was die Umsetzung eines solchen Projektes äußerst schwierig macht. Ich hoffe aber, durch das Alumni-Netzwerk Kontakte und Programme zu finden, die es vielleicht ermöglichen, die Maasai Mara University mit einer europäischen Universität zu verlinken, damit beide Einrichtungen ihrerseits profitieren können.